

KINDER UND JUGENDLICHE AUF DER FLUCHT VOR KRIEG UND GEWALT

Historische Perspektiven¹

Barbara Stambolis

Als Auswirkungen von Krieg, Verfolgung und Not in ihren Heimatländern sind zurzeit Millionen von Menschen auf der Flucht: unter ihnen viele Kinder und Jugendliche. Weltweit sind die Flüchtlingszahlen so hoch wie zuletzt zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs und in den Jahren danach.

Die Erfahrungen und Erlebnisse, die insbesondere Kinder und Jugendliche im Krieg und auf der Flucht vor Krieg und Gewalt machen, hinterlassen tiefe Verletzungen, die oft mit jahrelangen psychosomatischen Leiden einhergehen und die Entwicklung der Betroffenen auf dem Weg ins Erwachsenenleben nachhaltig beeinträchtigen. Fluchterfahrungen, einhergehend mit Hunger, dem Verlust von Angehörigen, materieller und seelischer Unbehaustheit, oft über einen längeren Zeitraum hinweg, prägen zahlreiche Kinder und Jugendliche, die aus Krisen- und Kriegsgebieten auf der Suche nach einem sicheren Ort in den letzten nach Europa gekommen sind und auch derzeit noch kommen.

Auf solche Erfahrungen blickt heute zugleich eine große Zahl Angehöriger der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs zurück. In den letzten Jahren haben sie sich zu ihren Erlebnissen, Erfahrungen und Erinnerungen geäußert und sich von Forscherinnen und Forschern aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen auch befragen lassen. Im Folgenden möchte ich als Historikerin mit einem ausdrücklichen Forschungsschwerpunkt in diesen Zusammenhängen mit Ihnen den Blick zunächst auf die belastenden Erfahrungen von Kriegskindern des Zweiten Weltkriegs sowie auf lebenslange Folgen für die Betroffenen und Auswirkungen auf deren Kinder und Enkel richten. Des Weiteren möchte ich Ihnen danach

¹ Die Vortragsform wurde hier beibehalten. Zu weiteren Informationen, die nicht alle in die Fußnoten eingehen konnten, siehe: www.barbara-stambolis.de. Veröffentlichungen u.a.: „Kriegskinder zwischen Hitlerjugend und Nachkriegsalltag“ und „Töchter ohne Väter. Frauen der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht“ (2012), „Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten“ (2013); Aufgewachsen in eiserner Zeit. Kriegskinder zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise (2014). Moderation einer öffentlichen Diskussion im Rahmen eines internationalen „Kindheiten im Zweiten Weltkrieg“ in Leipzig im November 2015, Beiträge zu: „Kinder und Krieg. Epochenübergreifende Analysen zu Kriegskindheiten im Wandel“ und: „Flakhelfer, Schüler- und Kindersoldaten. Eine Altersgruppe im Rückblick auf ihre Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg und nach Kriegsende“ (2015, im Druck).

fragen, wie den Kriegskindern des Zweiten Weltkriegs geholfen wurde, welche Initiativen damals geeignet waren, nicht nur materielle, sondern auch seelische Not zu lindern und welche stärkenden und schützenden Faktoren Menschen in Extremsituationen „trotz allem“ Perspektiven eröffnen und sie stabilisieren. Ich denke, dass es auf der Suche nach geeigneten Hilfsangeboten für Flüchtlingskinder heute naheliegt, zurückzublicken, denn es liegen ja durchaus Erfahrungen vor, auch wenn sie nicht eins zu eins übertragen werden können.

Kriegskinder – Erfahrungsgruppen im Überblick

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs glichen weite Teile Europas einer Nomadenlandschaft, in der unzählige unbehaute Menschen – vor allem auch Frauen und Kinder – unterwegs waren. Diejenigen, die heute noch Auskunft über ihre Erfahrungen im Krieg und in der Nachkriegszeit geben können, und die der „Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs“ zugerechnet werden, sind in der Regel zwischen 1930/32 und 1939/40 oder zwischen 1940/41 und 1945 geboren. Millionen von Angehörigen dieser Geburtsjahrgänge befanden sich auf der Flucht, sie erlebten Bombenangriffe, Evakuierungen, Hunger, Armut, mangelnde Versorgung, Abwesenheit der Väter, Trennungen von Müttern, Geschwistern und den Verlust von Angehörigen. Viele haben belastende, wenn nicht gar traumatische Erfahrungen, und zwar über einen längeren Zeitraum hinweg, gemacht. Typische Folgen traumatischer Erlebnisse – das sei gleich zu Beginn angemerkt, auch wenn es Ihnen bekannt sein dürfte – zeigen sich im Wiedererleben derselben in Träumen oder im Wachzustand, in der Wiederkehr von Ängsten in Situationen, in denen die Erlebnisse unmittelbar wieder aufgerufen werden (als Gefühl von Überwältigung, Entsetzen, Hilflosigkeit und Ohnmacht). D.h. ihr Leid endete bzw. endet nicht mit dem Ende von Krieg, Verfolgung und Flucht.

Was unsere Wahrnehmung betrifft, so stellen Menschen immer wieder fest, wie sehr sich historische Fotografien und Filme und heutige ähneln, hier ein Beispiel: Standbilder aus einem Film aus der Nachkriegszeit. Es sind, wie auch die jetzt gezeigten, Standbilder aus Rudolf Kipps: „Report on the Refugee Situation“. Der Film entstand in den Jahren 1948/49 als Auftragsarbeit für die britische Besatzungsmacht. Er wurde in Großbritannien unter dem Titel „Report on the Refugee Situation, January 1949“ gezeigt. In Deutschland, wo der Film

erstmalig im Februar 1949 anlässlich einer ökumenischen Flüchtlingstagung in Hamburg vorgeführt wurde, trug er den Titel „Asylrecht“. Außerdem ist unsere Sicht – visuell – durch eine Flut von medial verbreiteten Bildern mit beeinflusst, von denen einige zu Bildikonen ‚geronnen sind‘, weil sie eine hohe Anmutungsqualität haben. Das Foto des afghanischen Mädchens mit den grünen Augen aus dem Jahre 1984 wirbt heute für Spenden zugunsten von Kindern und Jugendlichen auf der Flucht vor Krieg und Gewalt. Ihr Schicksal lässt sich mittlerweile nachverfolgen. (Auch im folgenden werden Sie vielleicht ein, zwei *historischen* Bildern begegnen, die man so schnell nicht vergisst, eines ist darunter, das ich gleichsam adoptiert habe, obwohl ich nicht weiß, was aus dem Kind geworden ist.) Und schließlich vorab: Unsere Sicht auf historische Bilder von Krieg und Kriegsfolgen ist mittlerweile stark medial überformt, so dass die ‚nachgespielten Szenen‘ beginnen, unser historisches Gedächtnis stärker zu bestimmen als die ‚authentischen‘ Bilder. Sehen Sie selbst, was ist gespielt, was eine historische Aufnahme, die in welcher Absicht auch immer entstanden, direkt zu uns spricht (beide Male handelt es sich übrigens um eine Frau und ein Kind, wozu viel zu sagen wäre). Doch lassen Sie uns zurückkehren zu den Erfahrungen der Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs (mit zwei Fotos, von denen eines mich, wie angedeutet, seit Jahren begleitet.)

Bei Kriegskindererfahrungen ist abgesehen von Traumata im engeren Sinne² zu berücksichtigen, dass die erlebten und erlittenen Ereignisse sich oft über einen längeren Zeitraum von Monaten bis mehreren Jahren erstreckten. Es muß darüber hinaus zum einen nach dem Geschlecht aufgrund unterschiedlicher Erfahrungen von Mädchen und Jungen und nach den Entwicklungsphasen gefragt werden, in denen sie sich befanden. Es macht also einen Unterschied, ob sie als Säuglinge, Kleinkinder oder Heranwachsende den Krieg erlebten. Außerdem muss man nach besonderen Erfahrungsgruppen wie beispielsweise Kinderlandverschickten, Flüchtlings-, Besatzungs- oder Wehrmachtkindern unterscheiden,

² Definition nach Luise Reddemann: Um den Begriff nicht zu überdehnen, möchte ich ein Psychotrauma als etwas definieren, das unser psychisches System vollkommen überwältigt und einher geht mit Empfindungen von Ohnmacht, Hilflosigkeit, Panik und einem Gefühl der Bedrohung an Leib und Leben. Aus meiner Sicht entwürdigt man Traumaopfer, wenn man alltägliche Belastungen als Traumata bezeichnet, wie das immer häufiger vorkommt. <http://www.traumhaus-bielefeld.de/wp-content/uploads/Luise-Reddemann-Trauma-und-W%C3%BCrde-2009.pdf>

um nur einige Beispiele zu nennen. ‚Kriegskinder‘ sind nicht zuletzt die etwa 1,5 Millionen jüdischen Kinder und Jugendlichen und die Kinder der Sinti und Roma, die dem nationalsozialistischen Rassenwahn zum Opfer gefallen sind, deren Familien in den Vernichtungslagern ermordet wurden oder die das Grauen der Lager durch Zufall oder Glück überlebt haben. Aus dieser Aufzählung wird deutlich, das Leiden nicht immer gleich Opfer und Opfer nicht immer gleich Opfer ist. (Opferkonkurrenzen sollten wir indes vermeiden) Hier Beispiele sog. Teheran-Kinder, einer Gruppe von jüdischen Kindern, deren Fluchtodyssee zu Kriegsbeginn ihren Anfang nahm und für wenige hundert Überlebende erst etwa zehn Jahre später endete.

„Entwurzelung“ als Grunderfahrung von Kriegskindern

Die oft *lebenslangen* Belastungen, die sich aus Erfahrungen von Kindern und Heranwachsenden im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen ergeben haben, werden vielen Betroffenen oft erst im Alter bewusst – wie vor allem Studien aus den Psychowissenschaften gezeigt haben –, während in der Nachkriegszeit andere Prioritäten das Leben bestimmten. Mit dem Hinweis darauf, es „gehe ja allen so“, versuchten erwiesenermaßen viele Menschen nach dem Krieg die Schrecken des Vergangenen und die existenziellen Ängste, unter denen sie jahrelang gelitten hatten, nicht zuletzt den über Jahre allgegenwärtigen Tod, gleichsam aus ihrem Leben zu verbannen. Vor allem die Auffassung, Kinder könnten schwerwiegende und traumatische Erfahrungen relativ schnell überwinden, war nach 1945 unter Erwachsenen weit verbreitet. Die Erinnerung einer Betroffenen, ihre Mutter habe gemeint, Kinder „spielten das so weg“, zeigt diese damals gängige Überzeugung.

In den Arm genommen und getröstet wurden die meisten Kriegskinder zunächst nicht. Dass die Ängste, von ihren engsten Angehörigen getrennt zu werden, sei es im Zuge von Unterbringungen in Heimen zur Erholung oder durch die Verteilung von Geschwistern auf weitere Verwandte in überforderten Halbfamilien, auch Jahre nach dem Krieg das Leben zahlreicher Kinder „unsicher“ machte, liegt auf der Hand. Eine Reihe einstiger Kriegskinder berichtete, wie sie mit der intensiven Angst gelebt hätten, „verloren zu gehen.“ Stets hätten sie versucht, „ein Schürzenbündel“ zu fassen zu bekommen. Zu den Flucht- und Ankommensgeschichten gehörte oft auch Lagerleben ... Zitat: „... dann fahren wir in eine Stadt hinein und je mehr Häuser da sind, desto zerstörter sind sie auch. Trümmerberge

türmen sich am Bahngleis. Es wird immer trauriger. Wo sind wir eigentlich? Jemand hat vorhin gesagt, es hätte da ein krummes Schild gegeben, da hätte ‚Weidenau‘ draufgestanden. Aber nach Ruhrgebiet sieht es nicht aus. Da ruft plötzlich jemand: ‚Siegen, ich hab’s genau gelesen, Siegen!‘ Der Zug ruckelt schließlich in einen Bahnhof hinein. Da steht es, ‚Siegen in Westfalen‘. Der Zug bleibt stehen und der Schaffner rennt am Zug entlang und ruft: ‚Aussteigen, alles aussteigen! Der Zug endet hier!’“

„Jedenfalls waren die Leute von der Lagerverwaltung nicht sehr nett zu uns. Ich hatte es selbst erlebt und gab den anderen recht, wenn sie sagten, wir würden hier in Siegen, weit ab von der Stadt, eingesperrt wie Kriegsgefangene.“

Unterwegs waren nach 1945, in Gruppen, oder allein auch ‚Jugendliche Zonenwanderer‘, die oft als stark sozial gefährdet galten und als „Vagabundierende“ ins Visier der Polizei und Justizverwaltung gerieten. Praktische Soforthilfe brauchten Jugendliche, die sich in Kriegsgefangenenlagern befanden, die schon vor Kriegsende in Heimen untergebracht und in den Kriegswirren gänzlich den familiären Halt verloren hatten, die bei kriminellen Kleingeschäften auffällig geworden waren. Eine große Zahl Fülle von Gerichtsurteilen enthält Angaben über geistige und psychische Verfassung, seelische und körperliche Gesundheit, Arbeitswillen oder Anzeichen für ‚asoziales Verhalten‘ der aktenkundig Gewordenen.

Am meisten Empathie wurde damals und wird heute wohl *den Kleinsten* entgegengebracht, die dann auch im Mittelpunkt von Hilfsaufrufen standen. Sie sind heute in der Regel 70 Jahre alt oder älter. Erst mit dem Ende des Berufslebens begannen viele dieser Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs sich zu fragen, welche langfristigen psychischen Folgen die „Tapferkeit“, die sie und ihre Mütter gezeigt hatten, sich nun, im Alter negativ oder zumindest irritierend bemerkbar machen könnte (vielleicht als Unfähigkeit, Bedürftigkeit überhaupt zu zeigen, Gefühle zu äußern oder Hilfe anzunehmen). Sie befinden sich – ohne dass sie es kontrollieren können – ausgelöst durch Gerüche, Geräusche, eine bevorstehende Operation, die Umsiedlung in ein Heim, in Angst vor neuerlicher Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein, in einer teils verzweifelten Situation. „Nichts wird mir lästiger als das Kind von einst, das sich zu Wort meldet“, hat Peter Härtling dazu bemerkt. Ihr Leben sei lange „mit Arbeit ausgefüllt“ gewesen, schreibt von mir befragte Betroffene; sie habe bislang keine Zeit gehabt, sich mit

ihrer Kindheit und Jugend und mit daraus möglicherweise entstandenen lebenslangen Folgen zu befassen.

Die Vorstellung, ihr Leben wäre ohne ihre frühen tiefgreifenden Verlusterfahrungen anders verlaufen, sie hätten dann mehr Selbstsicherheit erlangt und vielleicht nicht lebenslang mit einem Mangel an Selbstgewissheit zu kämpfen gehabt, äußerten von mir befragte Frauen immer wieder. Und sie betonten, innerlich sei zeitlebens – aufgrund ihrer Verunsicherungen durch frühe Entwurzelung, wie sie annehmen – viel von ihrer bereits in der Kindheit und Jugend empfundenen „Unsicherheit und Einsamkeit“ geblieben. Sie treten noch einmal eine Reise in die Vergangenheit an, beginnen verspätet zu trauern und seelischen Narben nachzuspüren, wobei sie oft auf schmerzliche Abschiede und Aufbrüche zu sprechen kommen.

Ausgeliefertsein und Hilflosigkeit in den rückblickenden Schilderungen Betroffener

Bahnhöfe hatten zweifellos, für Flüchtlinge insgesamt gesehen, während des Krieges und auch noch nach 1945 eine hochgradig emotional besetzte Erfahrungs- und später dann auch Erinnerungsqualität. Kinder wurden von der Angst ergriffen, ihre Angehörigen aus den Augen zu verlieren und allein zurückzubleiben, wenn sich die Züge in Bewegung setzten. Eine Befragte wörtlich: „Eine ‚letzte Erinnerung‘ könnte vielleicht *ein inneres Bild sein, das immer wieder auftaucht, wenn ich mich nachts einsam fühle*: Es ist dunkel, Nacht, eine große schwarze schnaubende Lokomotive fährt in einen Bahnhof ein. Sie ist bedrohlich, riesig, macht großen Lärm. Mein Gefühl ist: Sie nimmt mir meinen Vater weg, sie nimmt ihn mit sich fort, er wird nie mehr zurückkommen“.

Auf Fotos lässt sich unschwer die Panik erkennen, die vielen Kindern in solchen Situationen ins Gesicht geschrieben stand. Allerdings gehörte es zu den damaligen kindlichen Überlebensstrategien, sich „unauffällig“ zu verhalten, d.h. möglichst nicht zu weinen oder zu schreien. Wenn sie Probleme bereitet hätten, hätten sie zusätzliche Belastungen verursacht. Beispielsweise gab es den Erinnerungen von Frau H. zufolge, einer von mir befragten

Zeitzeugin, in ihrer Kindheit eine dramatische Fluchtsituation,³ die kein Einzelbeispiel gewesen sein dürfte. Sie erinnerte sich folgendermaßen:

„Ich bin krank geworden auf der Flucht und meine Mutter musste mich mitschleppen. Ich war ja eigentlich die Große und sollte schon hilfreich sein – und irgendwie sind wir dann nachts in Scheunen und Turnhallen untergekommen. Das war so anstrengend und so furchtbar und es ging mir so schlecht. Und eines Morgens hat sie gedacht: Also, jetzt ist das Kind bestimmt tot. Und da bin ich aufgewacht und habe gesagt: ‚Ich hab Hunger.‘ Und dann hat sie gesagt: ‚Oh, Gott, die lebt ja immer noch.‘ (Frau H. lacht) Das hat sie wirklich gesagt.“

Erst aus der Rückschau erscheint manchen Betroffenen das Ausmaß ihrer oft monate- und teilweise wohl jahrelangen Anstrengung und Erschöpfung bewusst zu werden. Sie waren, wie ihnen heute deutlich wird, nicht „zimperlich“ gewesen. Tränen zu zeigen und zu klagen, hätte auch aufgrund von damaligen Erziehungsvorstellungen als Schwäche gegolten.⁴ Eine von mir Befragte, Roswitha H., Jahrgang 1939, erinnerte sich z.B. daran, dass sie mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern, 1941 und 1944 geboren, zwischen dem letzten Kriegsjahr bis etwa 1950 unterwegs war, zunächst, um Bombenangriffen im Siegerland zu entkommen, nach Berlin zu Verwandten, dann auf der Flucht vor den sowjetrussischen Truppen wieder nach Westen, wo die vaterlose „Halbfamilie“ auf „brüchigem Grund“, wie Verena Kast die Situation treffend umschreibt, „Land zu gewinnen versuchte.“ Roswitha H. schreibt vom Leben unter zahllosen „Heimatlosen“ in Flüchtlingsbaracken. Wenn die Mutter mit ihr geschimpft habe, habe sie sich „aufs Bett gelegt oder was wir dazu benutzten“, habe geweint und nach ihrem Vater gerufen. Roswitha H. wurde gegen Ende des Jahres 1945 zur Erholung in ein Kinderheim geschickt, wo sie an Masern erkrankte, weshalb sie Weihnachten nicht nach Hause konnte; sie habe am Fenster gestanden und gesehen, wie ihre Mutter ihr zuwinkte, die sie wegen der ansteckenden Krankheit nicht besuchen durfte.

³ Vgl. Barbara Stambolis: Flüchtlingskindheit. Erfahrungen und Rückblicke auf ein ‚erfolgreiches Leben‘, in: Hans-Ingo Ewers, Jana Mikota, Jürgen Reulecke, Jürgen Zinnecker (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungen, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, Weinheim 2006, S. 263-280.

⁴ Vgl. Jürgen Reulecke, Barbara Stambolis: Kindheiten und Jugendzeit im Zweiten Weltkrieg: Erfahrungen, Normen der Elterngeneration und ihre Weitergabe, in: Hartmut Radebold, Werner Bohleber, Jürgen Zinnecker (Hg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten, 2. Aufl. Weinheim 2009, S. 13-32; Barbara Stambolis: Aufgewachsen in „eiserner Zeit“. Kriegskinder zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise, Gießen Juli 2014.

Buchstäblich ausgesetzt und sich selbst überlassen schließlich waren diejenigen, die tatsächlich „verloren“ gingen. Zu diesen zählt etwa Peter Maser (geb. am 3. August 1943), langjähriger Professor für Kirchengeschichte an der Universität Münster, der bei einer Podiumsdiskussion im November 2015 in Leipzig im Rahmen des bereits erwähnten Kongresses „Kindheit im Zweiten Weltkrieg. Europäische Perspektiven“ in einer öffentlichen Podiumsdiskussion auf meine Frage: „Was verbinden Sie damit, ein Kriegskind des Zweiten Weltkriegs zu sein?“ Folgendes antwortete: „Im April 1945 gab es wieder einmal schwere Bombenangriffe auf Leipzig, bei denen auch der Hauptbahnhof getroffen wurde. In dieser Zeit ging eine Diakonisse, die auf der Flucht aus Schlesien war, über den Bahnsteig und fand da zwischen Trümmern einen kleinen Jungen, so ungefähr anderthalb Jahre alt, mit einer Art Paketkarte um den Hals, auf der Name, Geburtsdatum und Herkunftsort stand. Der kroch da alleine herum und war in einem trostlosen Zustand. Die Diakonisse – Diakonissen sind ja lebenskräftige und lebenskluge Frauen gewesen – entschloss sich und sagte sich: Hier ist offensichtlich niemand mehr, der sich noch für dieses Kind interessiert. Ich werde es an mich nehmen und werde tun, was ich kann. Sie überlegte weiter: Naja, wo geh ich denn jetzt hin? Überall war ja Zerstörung, und ihr fiel ein, in Bad Kösen bei Naumburg, da war sie mal zur Kur gewesen, da muss es jetzt leer sein in den Kurheimen: „Ich werd’ mich nach Bad Kösen durchschlagen und sehen, dass ich da irgendwie ein Dach über den Kopf bekomme.“ Das hat sie dann auch so gemacht. Sie hatte zwischendurch noch ein zweites „herrenloses Kind“, wenn man so sagen darf, aufgesammelt.“

Innere Bilder von „Einsamkeit“

Der Schriftsteller Peter Härtling (geb. 1933), elternloses Flüchtlingskind, ist auf seine Kindheit und sein daraus erwachsenes Lebensgefühl in einer ganzen Reihe von Werken eingegangen.⁵ Schuberts Winterreise, schreibt er, habe ihn nach Kriegsende ergriffen und zu Tränen gerührt: „Mit fünfzehn Jahren hörte ich zum ersten Mal mein Lied. ... ‚Fremd bin ich eingezogen,/ Fremd zieh ich wieder aus.‘ ... das ganze Lied erzählte von mir ... der Wanderer, der Fremde war ich ... Nicht immer, wenn ich die ‚Winterreise‘ jetzt höre, ... empfinde ich

⁵ Peter Härtlings »Vaterbuch« »Nachgetragene Liebe«, 1980 erschienen, nimmt hier eine besondere Rolle ein. Härtling hat übrigens seine Vaterlosigkeit (besser: Elternlosigkeit: Härtlings Mutter nahm sich 1947, rund zwei Jahre nach dem Tod des Vaters, der 1945 in sowjetischer Internierung starb, das Leben) verschlüsselt in einem Jugendbuch verarbeitet: Peter Härtling: Krücke, Weinheim/Basel 1986 (1993 verfilmt).

meine Fremde so wie damals. Ich habe mit ihr umzugehen gelernt. Manchmal jedoch fühle ich, wie die Haut sich fröstelnd zusammenzieht. Dann werden Bilder lebendig, die ich während meiner unfreiwilligen Wanderung eingesammelt habe, Bilder, die einer Epoche gehören, Bilder, vor denen nur Amnesie schützt ...“ Es sind Bilder, die in den Köpfen der Menschen bleibende Eindrücke an die Kindheit darstellen, die nur ein Gedächtnisverlust auslöschen könnte.

Ohne hier auf die diffizilen Probleme rückblickender Erinnerungen im Detail eingehen zu wollen: Offenbar sind es *innere Bilder*, um die es hier geht. Man könnte wohl auch von *Bildern der Erinnerung* sprechen, die „auf etwas Unsichtbares, das sie nicht ‚sind‘, (verweisen): auf Gefühle, die Menschen ergriffen haben.“⁶ Und die sich, so könnte man ergänzen, *ingebrannt* haben und wohl auch manchmal unkontrolliert und in beunruhigender Weise lebendig werden können. Das Kind in einem Foto als inneres Bild wiederzuerkennen, dürfte auch mit ausschlaggebend gewesen sein, als der Altersforscher Hartmut Radebold, aufgefordert, aus einer Auswahl von rund 600 historischen Kriegskinderbildern zehn herauszusuchen, die ihn am meisten ansprachen, z.B. das Foto eines Jungen auswählte, der alleine mit einer Aktentasche zwischen zwei Waggons auf einem Bahnhof sitzt. Darüber hinaus wählte er weitere Bilder aus, die „Kummer, Verzweiflung, Verelendung der damaligen Kinder ... zeigten.“ (Nicht zuletzt Bilder „vereinsamt“ wirkender Kinder stimmten mit dem überein, was er aus seiner Arbeit mit Kriegskindern in der Therapie wusste; auch er selbst habe sich mit seinen „eigenen Erfahrungen und Empfindungen lange Zeit sehr allein gefühlt.“ Vielleicht, so Radebold, könnten solche Bilder, die Selbstwahrnehmungen auf den Punkt zu bringen scheinen, Betroffene dazu bringen, sich Gefühlen zu stellen, „Weinen und Kummer“ zuzulassen, um besser Abschied von dieser im Alter erneut bedrückend werdenden einstigen Kindheit nehmen zu können.

Das Gefühl der „Fremde“: Wurzellosigkeit und Unbehaustheit, Leben aus dem Koffer – transgenerational

⁶ Roland Eckert: Gemeinschaft, Kreativität und Zukunftshoffnungen. Der gesellschaftliche Ort der Jugendbewegung im 20. Jahrhundert, in: Barbara Stambolis, Rolf Koerber (Hg.): Erlebnisgenerationen – Erinnerungsgemeinschaften. Die Jugendbewegung und ihre Gedächtnisorte. Themenschwerpunkt des Jahrbuchs des Archivs der deutschen Jugendbewegung NF 5, 2008, S. 25–40, hier S. 25.

Die bereits erwähnte Frau H., die mit ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder aus Stettin hatte fliehen müssen, bilanzierte ihr Lebensgefühl mit folgenden Sätzen: „Für mich ist diese Heimatlosigkeit, ... Wurzellosigkeit eigentlich immer das vorwiegende Gefühl gewesen. Ich wollte immer Wurzeln haben, ich hab mich so nach Wurzeln gesehnt. Und die sind mir leider nie gelungen. Die hab ich auch hier nicht; ich wohne ja jetzt 23 Jahre in dem Haus, doch das ist nicht mein Haus, ich könnte morgen ausziehen.“

Besonders eindrucksvoll erscheint mir der Lebensrückblick des 1940 geborenen Argyris Sfountouris, womit die Perspektive noch einmal über deutsche Erfahrungen hinaus erweitert sei. Er überlebte 1944 das Massaker einer deutschen SS-Division in Distomo, einem Dorf auf dem Peloponnes. Als Rache für einen Partisanenangriff wurden dort 218 Bewohner ermordet, unter ihnen Frauen, Kinder und alte Menschen. Argyris verlor seine Eltern und weitere Angehörige, lebte über Jahre in Kinderheimen und fand schließlich in der Schweiz einen „sicheren Ort“, worüber noch zu sprechen sein wird: In dem Dokumentarfilm aus dem Jahre 2006 „Ein Lied für Argyris“ (2006), antwortete er rückblickend nachdenklich auf die Frage, warum er immer unterwegs sei und z.B. auch keine eigene Familie gegründet habe: „Mein Leben ist immer ein Provisorium. Ich komme mir immer ein wenig wie ein Wanderer vor. Und da ist es schwierig, jemanden zu finden, der mit ähnlichen Zielen auf Wanderschaft kommen will. Dann ist für mich nicht in erster Linie das Zusammenleben ein Ziel, es war nicht in erster Linie das Fehlen einer Partnerin oder eines Partners. Es ist das Fehlen des Wunsches, mich irgendwo niederzulassen und zu sagen: ‚Das ist es jetzt‘.“

Manche einstige Kriegskinder schildern ihre innere Einsamkeit und Ungeborgenheit als Kinder, vor allem eine aus der Rückschau als grundlegend empfundene fehlende körperliche Nähe zu ihren Müttern und versuchen, damit ihre eigene möglicherweise aus frühen Erfahrungen resultierende Unfähigkeit, Zärtlichkeit zu zeigen, die eigenen Kinder beispielsweise umarmen zu können, zu deuten. Darüber, inwiefern es ihr als Mutter an emotionaler Wärme und somit der Fähigkeit gefehlt habe, ihre Kinder „in den Arm zu nehmen“ reflektierte die bereits erwähnte Karin H., sie habe mit „Körperlichkeit ganz große Probleme“, auch ihren Kindern gegenüber gehabt, sie habe manchmal an ihrer Fähigkeit gezweifelt, „Liebe überhaupt zu zeigen“. Frau H. und ihre Kinder versuchten gemeinsam, in ihrer Familiengeschichte weitere Spuren solcher körperlicher Distanziertheit zu finden. Frau H. sprach u.a. die Strenge ihrer Mutter an, die jede nur denkbare Art von „Verzärtelung“

abgelehnt habe. Frau H. war sich sicher, dass sie erst spät, in den 1980er Jahren als Lehrerin mit Schülern und seit einer Reihe von Jahren nun auch als Großmutter mit ihren Enkeln überraschende neue Erfahrungen gemacht habe: „Ich hab da plötzlich Kinder in den Arm nehmen können, und hab’ das zulassen können, dass die mich umarmten, und hab das auf einmal als schön empfunden. Das hat mich völlig irritiert, weil ich das bis dahin überhaupt nicht kannte. Und das habe ich eigentlich jetzt erst so wirklich im Alter, den Enkeln gegenüber habe ich da gar kein Problem.“ Nach Kinder der einstigen Kriegskinder ihren Vater oder ihre Mutter heute in den Arm nehmen können, weil sie gemerkt haben, was letzteren gefehlt hat, ist eine anrührende Beobachtung, neben der allerdings auch andere, weniger erfreuliche stehen. So berichtete kürzlich eine Familie, die Kriegseltern folgten, mittlerweile auf dem Weg in die Demenz, immer noch ihrem Kindheitsmuster „Weckducken, wenn Gefahr droht, bis diese vorüber ist“ und ihnen sei nur schwer zu helfen, denn Bedürftigkeit zu zeigen, sei seit ihrer Kindheit nicht vorgesehen gewesen.

Dass Angehörige der Kriegsgeneration sich heute auf überhaupt auf Gefühlsfragen und wohl lange vernachlässigte Gefühlsbedürfnisse einlassen, ist angesichts ihrer Erfahrungen tatsächlich keineswegs selbstverständlich. Als besonders eindrücklich im Zusammenhang mit seelischen Abwehr- und Überlebensstrategien nach schwer belastenden und traumatischen Erlebnissen erweist sich die sogenannte „Langeoog-Studie“. In dieser Untersuchung von mehreren tausend Kindern im Alter von fünf bis 16 Jahren, die sich in den Jahren 1947 bis 1950 jeweils mehrere Wochen zur Erholung auf der Nordseeinsel befanden, beschrieben Mitarbeiterinnen im Zuge der Datenerhebung nicht nur Untergewichtigkeit, Rachitis, Blutarmut etwa, sondern auch darüber, dass die Kindergesichter eine „maskenhafte Starre“ zeigten, ihre Seele wirke „wie staubverkrustet“, Erinnerungen an Erlebtes seien ihnen grundsätzlich unangenehm.⁷ Der Schweizer Pädagoge Adolphe Ferrière hatte 1949 in dem Buch „Unsere Kinder die Hauptkriegsopfer“ ebenso deutliche Worte gefunden: Die Reaktion von Kindern auf schwerwiegende Kriegserfahrungen gliche denen eines Tieres, das sich tot stelle: „Das Kind lacht nicht und weint nicht, es spricht nicht mehr.“ Er berief sich auf Erzieher in Schulen und Heimstätten, die – ohne den Begriff zu gebrauchen – traumatisierte

⁷ Elisabeth Lippert, Claudia Keppel: Deutsche Kinder in den Jahren 1947–1950. Beitrag zur biologischen und epochalpsychologischen Lebensalterforschung, in: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie 9, 1950, S. 212-322, bes. S. 300-303.

Kinder beobachtet hatten, bei denen die Seele wie „abgestorben“ erschien, weil sie den Tod eines geliebten Menschen erlebt hatten.⁸

Hilfe und Resilienz, stärkende und schützende Faktoren

Historiker neigen dazu, bei ihren Ausführungen ein „gleichwohl“ anzufügen und in diesem Sinne komme ich zum letzten Punkt meines Vortrags, zu Überlegungen, wie es Heranwachsenden mit den angesprochenen belastenden und traumatischen Erfahrungen „trotz allem“ (gleichwohl) nicht selten gelang, positive Lebensperspektiven zu entwickeln, stabile Beziehungen aufzubauen und im Alter ohne Verbitterung zurückzublicken. Die Psychologin und Resilienzforscherin Emmy Werner, geb. 1929, die den Zweiten Weltkrieg in Deutschland erlebt hatte, erinnerte auf einem internationalen Kriegskinderkongress 2005 in ihrem Einführungsvortrag daran, wie sie in Frankfurt nach Kriegsende unzählige Flüchtlinge und Verschleppte beobachtet habe. Alle waren erschöpft, nicht zuletzt seelisch, besonders die Kinder. Aber sie betonte auch stärkende und schützende Faktoren, die trotz massiver Verlust- und Gewalterfahrungen sowie einer insgesamt prekären Lebenssituation eine gewisse Stabilisierung für die damaligen Kinder und Jugendlichen bedeuteten. Dies konnten Umgebungen sein, die einen sicheren Rückhalt darstellten und zugewandte Menschen, die perspektivisch ermutigend wirkten. Dies konnten auch Halt gebende Gemeinschaften Gleichaltriger sein, oder Menschen, die ein Netz mit breiten Unterstützungsangeboten und Möglichkeiten der Orientierung und Beheimatung ausspannten.

Vielleicht werden einige Menschen, die in der heutigen Flüchtlingsarbeit tätig sind oder werden möchten, durch folgende Beispiele ermutigt, das würde mich freuen. Dazu bedarf es meines Erachtens auch historischen Wissens um die Bedeutung belastender Kriegs- und Gewalterfahrungen für Heranwachsende, aber auch einer Kenntnis der Chancen, die sich daraus ergeben, wenn Menschen für Kinder und Jugendliche auf der Flucht vor Krieg und Gewalt Initiativen entfalten. Es kann hier natürlich nicht die gesamte Breite der Hilfen für die Kinder des Zweiten Weltkriegs angesprochen werden, Organisationen wie die Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen, kurz UNRRA, CARE („Cooperative for American Remittances to Europe“) oder CRALOG (Council of Relief Agencies Licensed to

⁸ Adolphe Ferrière: Unsere Kinder die Hauptkriegsopfer. Eine seelen- und seelenheilkundliche und erzieherische Studie, Paderborn 1949, S. 105f.

Operate in Germany), eine US-amerikanische Nichtregierungsorganisation (NGO), der 11 große Hilfsorganisationen wie das Rote Kreuz angehörten, werden ihnen bekannt sein. Zu erwähnen wären auch die Quäkerspeisungen, International Help for Children, mit deren Hilfe 1947 deutsche Kinder nach England gelangten oder die Aktion Storch, eine britische Initiative, um Berliner Kinder aus dem britischen Sektor Berlins zur Erholung in ländliche Gebiete in der Britischen Zone zu verschicken.

Im Folgenden aus historischer Sicht exemplarische Beispiele herausgreifen. Ein britischer Historiker legte 1996 ein ungewöhnliches Buch vor: „Sie waren die Boys“. Es handelt sich um eine beeindruckende Sammlung von Biografien einer Gruppe Überlebender der Shoah, die Analytiker heute als Child Survivors bezeichnen: diejenigen Überlebenden, die zum Ende des Zweiten Weltkriegs Kinder oder Jugendliche waren. Nachdem sich die britische Regierung im Sommer 1945 bereit erklärt hatte, überlebende Kinder und Jugendliche des Holocaust aufzunehmen, wurden 732 von ihnen, mehrheitlich Jungen und rund achtzig Mädchen zwischen fünfzehn- und neunzehn Jahren unter der Schirmherrschaft einer jüdischen Hilfsorganisation nach Großbritannien ausgeflogen. Die meisten waren Waisen. Sie hatten ihre Eltern, Brüder und Schwestern verloren, die zwischen 1939 und 1945 unter grausamsten Umständen ermordet worden waren. Von Prag und München aus brechen sie auf nach Carlisle und Southampton, später leben sie in Wohnheimen, verstreut in ganz Großbritannien. Sie trafen sich, halfen einander und teilten den Verlust der Familie und der Heimat. Sie tauschten sich immer wieder aus und verloren sich über Jahrzehnte nicht aus den Augen. Als das Buch auf Deutsch erschien, wunderte es nicht, dass ein Redakteur des Tagesspiegel einen der „Boys“ aufsuchte und sich noch einmal in Ausschnitten seine Geschichte erzählen ließ, die Geschichte eines erfolgreichen Leistungssportlers, der Furchtbares erlebt hatte und der dem Journalisten das Bild seiner eigenen Familie zeigte, ein Foto seiner Frau und seiner drei Söhne sowie mehrerer Enkelkinder. „16 glückliche Gesichter“, heißt es in dem am 17.1. 2008 erschienenen Artikel. Ich habe nirgendwo sonst solche engen Freundschaften erlebt“, sagte Paul Yogi Mayer (1912-2011), der 1938 aus Deutschland nach Großbritannien geflohen war und sich der „Boys“ dann in London als Betreuer annahm.

Das Buch ist nicht nur „ein Beitrag zur Geschichte des Holocausts“, sondern auch als Beweis „für die menschliche Fähigkeit zu verstehen, allen Widerständen zum Trotz nicht die

Hoffnung aufzugeben und immer wieder die Kraft zu finden, neu zu beginnen.“ (S. 8) Auch wenn wir nicht zuletzt aus Hans Keilsons 1979 verfasstem Standardwerk "Sequentielle Traumatisierung bei Kindern wissen heute, dass diese Traumata bis in die dritte Generation, also die Generation der Children of the Child Survivors und sogar noch deren Kinder weiterwirken, gibt es diese stärkenden Faktoren, die Mut machen, womit ich zu einem weiteren Beispiel komme, das Beispiel der Schweizer Spende für Ruinenkinder des Ruhrgebiets.

Stärker als im ländlichen Regionen machte die schlechte Versorgungslage den Menschen im Nachkriegswinter 1946/47 in Industriegebieten und großen Städten zu schaffen. Dies galt nicht zuletzt für Kinder im Ruhrgebiet. Hier organisierten vor allem Schweden und Schweizer Nahrungsmittel und Kleidung für Klein- und Schulkinder. Zu den Hilfsangeboten in großem Stil gehörte die Schweizer Spende, eine Sammelaktion für Kriegsoffer, mit der in den Jahren 1944 bis 1948 Hilfstätigkeiten in 18 europäischen Ländern ermöglicht wurden, Speisungen, z.B. medizinische Hilfsangebote und Erholungsaufenthalte von Kindern. Von der Schweizer Regierung wurde ein finanzieller Grundstock zur Verfügung gestellt, ergänzt von öffentlichen Sammlungen. Dem nationalen Organisations-Komitee gehörten namhafte Persönlichkeiten an, u.a. die spätere Unicef-Vizepräsidentin Gertrud Lutz-Fankhauser (1911-1995), und einige Reformpädagoginnen (Regina Kägi-Fuchsmann (1889-1972), Elisabeth Rotten (1882-1964), Margherita Zoebeli (1912-1996). Fotografen dokumentierten im Auftrag der Schweizer Spende das Elend u.a. in Deutschland, Finnland, Lothringen und die Normandie.⁹

Im April 1946 nahm die „Schweizer-Spende“ in Gelsenkirchen ihre Arbeit auf, in eigens zu diesem Zweck errichteten Baracken. Mit Zustimmung der britischen Besatzungsbehörden wurde bereits im Juni die Kinderstation - Wohnbaracke, Küche, Kindergarten und Nähstube – eingeweiht, , das „Schweizer-Dorf“, ein soziales Zentrum gewissermaßen, an das sich die Menschen, die als Kinder hier warmes Essen bekamen und Zuwendung erfuhren, noch heute

⁹ Bernd Haunfelder (Hg.): Schweizer Hilfe für Deutschland. Aufrufe, Berichte, Briefe, Erinnerungen, Reden, 1917 – 1933 und 1944 – 1957, Münster 2010; Not und Hoffnung. Deutsche Kinder und die Schweiz 1946-1956, Münster 2008; Kinderzüge in die Schweiz. Die Deutschlandhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes 1946 – 1956, Münster 2007. E. Wetter und Rodolfo Olgiati: Tätigkeitsbericht Die Schweizer Spende 1944–1948, Dr. E. Wetter und Rodolfo Olgiati, 1949.

gern erinnern. (2006 verfilmt: Trümmerjahre an Rhein und Ruhr).¹⁰ Unterstützung sollten ausschließlich hungernde und kranke Kinder, vor allem Vertriebenen- und Flüchtlingskinder, und daneben in geringem Maße auch Opfer des NS-Unrechtsregimes bekommen. Im Rahmen der Schweizer Hilfe übernahm das Schweizerische Rote Kreuz die so genannten Kinderzüge in die Schweiz, d.h. Aufenthalte für bedürftige Kinder der Jahrgänge 1937-1942 (zumeist für drei Monate) in Schweizer Familien und Erholungseinrichtungen in der Schweiz.¹¹

Das Besondere an der Schweizerspende war, dass sich eine ganze Reihe von Schweizern daran durch ihren persönlichen Einsatz und nicht nur materiell beteiligte, in ähnlicher Weise, wie dies auch noch für Hilfe aus Schweden und von Seiten der Quäker zutraf.¹² Segensreich wirkte die „Schweizer-Spende“ in den Jahren 1946 bis 1948 zweifellos, sie wurde dann von der „Schweizer Europahilfe“ abgelöst, die auch in den 1950er Jahren noch solche Erholungsaufenthalte von Flüchtlingskindern und -jugendlichen organisierte. Dass es auch Kritik an diesen Verschickungen gab, sei an dieser Stelle nur angemerkt, sie wäre ein eigenes Thema, das auch am Beispiel der Problematik der Kinderlandverschickungen vertieft werden könnte. Welcher Art die Erholung war, und ob bzw. in welcher Weise dabei auch die seelischen Bedürfnisse der Kinder berücksichtigt wurden, wäre eine der in diesem Zusammenhang möglichen Fragen. In den Schweizer-Dörfern jedenfalls hat man es zumindest versucht.

Ich komme zum letzten Beispiel, dem Pestalozzi-Kinderdorf in Trogen.

Angesichts der Folgen des Zweiten Weltkrieges und des Elends der Kriegskinder und Kriegswaisen riefen der Schriftsteller Walter Robert Corti (1910-1990), die Kinderärztin Marie Meierhofer und weitere Gleichgesinnte in der Kulturzeitschrift *Du* vom August 1944

¹⁰ Tausende Kinder erhielten so Nahrung, Kleidung und im Rahmen einer Hygieneaktion Seife, Zahnbürste und Zahnpasta. Bernd Haunfelder: Schweizer Hilfe für Deutschland, Münster 2010, S. 88. Einleitung Seite 10-11.

¹¹ Über die Auswahlkriterien bei Haunfelder, Not und Hilfe, S. 23f., über die Erfahrungen der Kinder in der Schweiz, ebd., S. 21-23.

¹² Haunfelder. Deutsche Kinder und die Schweiz 1946-1956, Münster 2008, Not und Hoffnung, Seite 12 folgende. Erste Überlegungen entstanden bereits während des Zweiten Weltkrieges. Eine politische Entscheidung wurde im Dezember 1944 getroffen. Aus schweizerischen Bundesmitteln wurde ein Grundstock geliefert, es gab den Verkauf von Abzeichen und Sonderbriefmarken Haussammlungen öffentliche Sammlungen und Spenden von Privatpersonen. Es kann hier nicht im Einzelnen um die Organisationsgeschichte diese Aktion gehen. Auf der Grundlage eines detaillierten Aktionsplanes, wurden 1945 nach Kriegsende bereits Prioritäten gesetzt

mit dem Artikel „Ein Dorf für die leidenden Kinder“ zur Gründung eines Dorfes für Kriegskinder auf. 1945 konnte die „Vereinigung Kinderdorf Pestalozzi“ gegründet werden.¹³ Die Gemeinde Trogen im Kanton Appenzell stellte dafür Land zur Verfügung.¹⁴ (In Österreich gründete Hermann Gmeiner 1949 die SOS-Kinderdörfer nach dem Vorbild des Kinderdorfes Pestalozzi.) in dem Schweizer Kinderdorf fand – wie bereits angedeutet – auch der Hauptprotagonist des Filmes „Ein Lied für Argyris“ Zuflucht.

Der Gründer, Corti, hat die Idee rückblickend mit einer Legende umrankt und mit einem einschneidenden persönlichen Erlebnis, auf dem Ersten Weltkrieg bezogen, verknüpft. Während einer Ferienwanderung im Jahre 1921 im Alter von 11 Jahren am Stilfser Joch, nahe der österreichisch-schweizerischen Grenze, sei er mit anderen Jungen auf die Überreste des ersten Weltkrieges gestoßen, auf Helme, Granaten und die Überreste einer Uniform, in der sie einen Brief gefunden hätten. Wörtlich schreibt er: „und nun fanden wir Buben eines verschonten Volkes, Kinder einer unversehrten Familie“, den anrührenden Brief einer Mutter an ihren Sohn, einen jungen ungarischen Kriegsteilnehmer. (Corti, Der Weg, S. 8) Dieses Zeugnis des ersten Weltkrieges habe er nie vergessen und sich fort an Gedanken gemacht.¹⁵ Nach einem angefangenen Medizinstudium, das er aus gesundheitlichen Gründen nicht fortsetzen konnte, habe er nach anderen Möglichkeiten der humanitären und sozialen Engagements gesucht. Der Gründer dieses Dorfes hatte die Breite der Schweizer Hilfen durchaus im Blick, auch die in der Regel dreimonatigen Erholungsaufenthalte vieler Kinder. Damit sei, so glaubte Corti 1946 zurecht, schwer geschädigten Kindern und Waisen jedoch nicht geholfen: „So lassen sich infirme, tuberkulöse und stärker vernachlässigte Kinder aus naheliegenden Gründen nicht in gesunden Familien hospitalisieren“, meinte er. Corti weiter: „Ähnlich verhält es sich mit den Vollwaisen, für die ein Dreimonatsaufenthalt in unseren Verhältnissen zwar für diese Dauer ein Glück ohne Gleichen sein kann, das dann aber mit der Rückkehr in die grauen, trostlosen Baracken einer verarmten staatlichen Fürsorge bitter bezahlt werden muss. Sie können ja nicht mehr zu ihren Lieben heim. Sie brauchen eine grundsätzliche Hilfe, die ihrer seelisch-sozialen Notlage gerecht wird, man muss ihnen die Gelegenheit einer guten Erziehung und Ausbildung schaffen, muss ihnen solange helfen,

¹³ Vgl. Sfountouris Argyris (Pseudonym: Damianos Nikos): Das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen und sein griechischer Dichter (mit Arthur Bill), Bern 1996.

¹⁴ Walter Robert Corti, Guido Schmidlin (Hg.): Ein Dorf für die leidenden Kinder. Das Kinderdorf Pestalozzi in den Jahren 1949 bis 1972 mit Arthur Bill als Dorfleiter, Bern 2002.

¹⁵ S. 9: Es geht ihm um die Aufgabe im Leben – er zitiert Rilke mit dem Satz: Was setzt man uns nicht ein in unser Heimlichstes?

bis sie sich selber helfen können – bis sie, im Besitze eigener Kräfte, das Leben selber meistern können. Für solche Kinder wird in Trogen das Kinderdorf Pestalozzi gebaut.“¹⁶ Ähnliche Dörfer sollten auch in den Herkunftsländern der Kinder entstehen, es gäbe viel Resonanz, beispielsweise habe sich bereits in Frankreich eine Société des villages d'enfants gebildet, in Warschau werde mit Hilfe der Schweizer Spende ein Kinderdorf gebaut, auch in Jugoslawien sei bereits eines geplant, in Ungarn sogar mehrere. Zu denjenigen, die diese Initiative ausdrücklich befürworteten, gehörte Alexander Mitscherlich, der den Blick auf die Jugendlichen lenkte: „Wer aus Stichproben den Grad der Verwahrlosung der heute 12-15jährigen kennt, wer die heute noch in Kliniken und Notasylen untergebrachten Dauerkrüppel des Bombenkrieges gesehen hat, weiß, dass hier Aufgaben vorliegen, welche keinerlei Aufschub dulden. Der Einfall, für diese unschuldigen Kriegsoffer in einem Kinderdorf eine heitere Umwelt zu schaffen, muss geradezu als erlösend bezeichnet werden.“¹⁷ – Das Kriegswaisenkind Argyris Sfountouris fand hier als Heranwachsender einen sicheren Ort und Menschen, die ihm halfen, zur Ruhe zu kommen, Kraft und Mut für sein weiteres Leben zu schöpfen und mit den Narben zu leben, die Krieg und Gewalt wie bei vielen anderen Kindern und Jugendlichen infolge des Zweiten Weltkriegs, – vielfach unter sequentiellen Traumatisierungen leidend – hinterlassen haben.

Um den Bogen zwischen Geschichte und Gegenwart zu schlagen, bedarf es sicher auch der Mitwirkung eines Kreises von Menschen, die hier heute und morgen zusammengekommen sind. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

¹⁶ Walter Robert Corti: Das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen, Sonderdruck aus der Zeitschrift „Pro Juventute“ 5, 1946, ohne Seitenangabe.

¹⁷ Ebd. Zum Vergleich mit den SOS-Kinderdörfern vgl. Engelbert Kerkhoff: Kinderdorf Pestalozzi in Trogen und SOS-Kinderdorf Sauerland, ein Vergleich moderner Erziehungsstätten, Innsbruck, München, Wien 1972. In Trogen gab es einen Vater für jede Gruppe, im SOS-Kinderdorf galt das mütterliche Prinzip ...

